Blätter für Heimatkunde 74 (2000)

Problem Ortsgeschichte

Erläutert an zwei Fallbeispielen

Von Walter Brunner

Das erfreulich große Interesse an der Lokalgeschichte spiegelt sich in den vielen Ortsgeschichten wieder, die in den vergangenen vier Jahrzehnten in der Steiermark erschienen sind. Eine erkleckliche Zahl steirischer Orts-, Markt- und Stadtgemeinden kann ihren Bewohnern sowie den Gästen eine Monographie vorlegen. Aber nicht nur Umfang und Ausstattung, sondern auch die Qualität dieser Publikationen sind äußerst unterschiedlich und reichen von allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden, fundierten Arbeiten bis zu üblen Machwerken leichtfertiger Hobbyhistoriker. Wenn ich in diesem Beitrag zwei erst kürzlich erschienene Ortsgeschichten kritisch gegenüberstelle, so soll damit nicht akademischer Hochmut und herablassendes Besserwissen demonstriert, sondern auf Irrwege, Gefahren und unverantwortlichen Umgang mit der Geschichte hingewiesen werden.

Leider zeigt es sich immer wieder, daß manche glauben, ohne oder mit geringer Archivarbeit und weit entfernt vom neuesten Stand der Landesgeschichtsforschung auskommen zu können. Es ist ein Unrecht gegenüber den Lesern, ihnen über weite Strecken ein falsches oder zumindest längst überholtes Geschichtsbild vorzulegen, und manche dieser Ortsgeschichten sind das Papier nicht wert, auf das sie gedruckt wurden. Würden bei Lieferaufträgen von Wirtschaftsgütern derart mangelhafte Produkte geliefert werden, würden diese umgehend retourniert. Verständlicherweise sind die meisten Auftraggeber nicht in der Lage, die Qualität von Forschungsergebnissen zu überprüfen und sind überzeugt, daß alles, was ein Lehrer oder gar Akademiker zu Papier bringt, richtig sein müsse. Schlechte Forschungsarbeit muß aber mitunter selbst akademisch ausgebildeten Autoren vorgehalten werden, wenn sie sich entweder außerhalb ihres Fachgebietes auf das Forschungsfeld der Geschichte begeben oder sich nicht das erforderliche Rüstzeug beschaffen. Es ist auch schon vorgekommen, daß Gemeindevertreter es nicht gewagt haben, einem angesehenen Schuldirektor die Drucklegung der von diesem verfaßten Ortsgeschichte zu verweigern, obwohl sie sich der Mängel bewußt waren.

Dieser Beitrag soll Geschichtsfreunde und Hobbyhistoriker nicht entmutigen, sich der mühevollen Arbeit der Ortsgeschichte zu unterziehen, sondern vielmehr ein Aufruf zur seriösen Geschichtsforschung sein, denn es gibt zahlreiche Beispiele, daß selbst nicht akademisch vorgebildete Personen recht passable Ortsgeschichten zuwege gebracht haben, wenn sie sich die Zeit zur gründlichen Archivforschung und Literaturrecherche genommen und sich von Fachleuten beraten haben lassen.

GÜNTER CERWINKA, *Ramsau am Dachstein. Bauern – Bibel – Berge*, 1999, reich illustriert, 457 Seiten, großformatige Mappe des Franziszeischen Katasters beigelegt.

Die vorliegende Ortsgeschichte ist das Ergebnis langjähriger fundierter Literaturrecherche und aufwendiger Archivarbeit. Um es vorweg zu nehmen: Es ist

ein prachtvolles Werk geworden, das die Erwartungen der Leser ebenso erfüllen wird als es den wissenschaftlichen Anforderungen in jeder Hinsicht entspricht. Es sollte Hobbyhistorikern und dilettierenden Akademikern als Vorbild und Richtlinie für die eigenen Arbeiten auf den Tisch gelegt werden. Dem Autor und der Ortsgemeinde Ramsau am Dachstein ist zu dem gelungenen Werk uneingeschränkt zu gratulieren.

Für den Rezensenten ist es ein Vergnügen, ein gutes Werk besprechen zu dürfen, und nichts ins peinlicher, als auf gravierende Mängel und auf leichtfertigen Umgang mit der Geschichte hinweisen zu müssen. Da es kaum etwas zu bemängeln gibt, übernehme ich gerne die Aufgabe, über den Inhalt und die wichtigsten Ergebnisse zu referieren.

Das östliche Dachsteinplateau ist bereits früh begangen und weidewirtschaftlich genutzt worden, wie Hüttenfundamente einer „vorgeschichtlichen Raststätte" aus der Urnenfelderzeit beweisen. Zur Terminologie ein Vorschlag: Da es keine Geschichte vor der Geschichte gibt, sollte besser der Terminus „Frühgeschichte" verwendet werden. Die Kontinuität der Weidenutzung belegt der Fund einer römerzeitlichen Viehglocke; wieder einmal erweisen sich die Romanen als Lehrmeister der Almwirtschaft. Als Sensation bezeichnet werden kann die erst kürzlich (1996) erfolgte Ergrabung einer spätrömerzeitlichen Rückzugssiedlung beim vlg. Burgstaller mit Münzen, Fibeln, Armreifen und Keramiken als datierenden Beifunden. Eine solche Rückzugssiedlung am Übergang von der Römerzeit in die Völkerwanderungsepoche ist sonst bisher nur noch am Frauenberg bei Leibnitz bekannt. Auch die seit dem Ende des 6. Jahrhunderts einwandernden Slawen trieben ihr Vieh auf die Almen unter dem Dachstein; Zeugen dafür sind slawisch benannte Almen. Möglicherweise gehen die Auftriebsrechte von Bauern in Assach bei Gröbming auf diese frühe Zeit zurück.

Die eigentliche Besiedlung des Ramsauer Hochtales setzt Cerwinka im 12. und 13. Jahrhundert an; die frühe Nennung von Schildlehen um 1120/1130 dürfte jedoch zur Annahme einer bereits im 11. Jahrhundert einsetzenden Rodungstätigkeit berechtigen. Mehrere Deutungsmöglichkeiten des auch andernorts vielfach belegten Namens Ramsau werden diskutiert und kritisch hinterfragt: mhd. ram = Schafbock, rams = verschiedene lauchartige Gewächse, c(h)ram = Bärlauch. Anhand von Käsezinsen und Hofnamen wird gezeigt, daß der überwiegende Teil der Bauerngüter als ganzjährig bewirtschaftete Viehschwaigen angelegt worden sind. Aber auch Getreidehöfe gab es in der Ramsau. Im Flurbild dominieren block- oder streifenförmige Parzellen. Im übrigen folgt die Ramsau in ihrer Siedlungsgeschichte den bekannten Strukturveränderungen von Hofteilungen einerseits und Zusammenwachsen von Huben zu größeren Besitzeinheiten andererseits. Im Siedlungsbild herrsch(t)en der Paarhof mit Schwerdach vor. Aus dem Grundbuch der admontischen Herrschaft Gstatt von ca. 1625 erfahren wir, daß die Bauernhäuser in der Regel aus ein bis zwei Kachel- bzw. Rauchstuben und mehreren Dachkammern bestanden. Größere Höfe wiesen bis zu fünf Rauch- und Kachlstuben auf. Auffällig gering scheint der Viehstand bis ins 16. Jahrhundert gewesen zu sein: Im Durchschnitt nur sechs bis acht Rinder. Erst ab dem 17. Jahrhundert steigt der Viehstand deutlich an.

Grundherrschaft und Untertänigkeit als sozialrechtliches Beziehungsgeflecht von den Anfängen der Besiedlung bis 1848 werden in gewünschter Ausführlichkeit und Gründlichkeit beschrieben. Besonders für die ansässige Bevölkerung als Zielgruppe dieses Buches ist es erfreulich, daß die gegenüber heute so grundverschiedenen Gegebenheiten der Lebensbedingungen fundiert und doch leicht nachvollziehbar vorgestellt werden. Auf alten Besitz der Salzburger Erzbischöfe werden die Eigentumsrechte der dominierenden Grundherrschaften St. Peter in Salzburg und Admont zurückgeführt, neben denen bereits im Mittelalter weltliche Grundherren nachweisbar sind. Später waren es vor allem die Herrschaften Trautenfels und Wolkenstein, die hier auch mit Untertanen vertreten waren. Ausgewogen werden Rechte und Pflichten der Grundherrschaften und Untertanen beschrieben.

Hofinventare werden als Quelle für die Beschreibung der Wirtschaftsformen ausgewertet, und es zeigt sich, daß zumindest im 17. Jahrhundert alle vier Hauptgetreidesorten angebaut wurden, doch stand die Grasnutzung im Vordergrund. Die ursprünglich dominierende Egartenwirtschaft wurde erst ab dem Ende des 18. Jahrhunderts von der Fruchtwechselwirtschaft abgelöst. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in der Ramsau das kleine, 250 bis 300kg wiegende Bergscheckenrind gehalten, das dann vom rotbraunen Pinzgauerrind abgelöst wurde. Anschaulich beschrieben werden die Veränderungen der Heimhöfe, der Viehzucht und der Almwirtschaft. Bei letzterer sei auf Auseinandersetzungen zwischen almberechtigen Bauern und den Salinenbehörden, die die Weiderechte zur Schonung des Waldes einzuschränken versuchten, hingewiesen. Almfahrende Ramsauer Bauern hatten übrigens ein Salzbezugsrecht; sie verdienten am Schwarzhandel mit diesem Salz! 1869 wurden ihnen die Weideservitutsrechte aberkannt, dann zeitweise wieder gestattet und 1934 endgültig gekündigt. Wie bedeutsam die Almwirtschaft durch die Jahrhunderte war, beweisen die 1.800 noch bestehenden bzw. in Resten nachweisbaren Almhütten am Dachsteinplateau.

Nur hingewiesen werden kann auf die abgerundeten Kapitel über die Kostlandschaft der Ramsau, im Rahmen der Rechtsgeschichte auf die interessante „Rügung" der Gstatter Bauern in der Ramsau im Jahr 1434 oder auf die Grenzbeschau im Feisterkar 1448. Gut unterrichtet sind wir über die Pest des Jahres 1715 durch die sogenannten „Pestbriefe" des Schladminger Vikars. Selten machen sich die Verfasser von Ortsgeschichten die Mühe, die Pfarrmatriken als serielle Quelle auszuwerten; Cerwinka hat dies getan und daraus ein anschauliches Kapitel über Leben und Sterben geschrieben.

Ausführlich wird im Kapitel „Kirche und Konfession" die gerade in der Ramsau so schmerzvolle Geschichte des religiösen Lebens beschrieben. Die Filialkirche St. Rupert am Kulm ist aus der Mutterpfarre Haus hervorgegangen und wurde 1747 zum Vikariat erhoben, um die seit 1600 als Geheimprotestanten ihre Konfession bewahrenden Ramsauer zurückzugewinnen. Die Zeit der religiösen Unduldsamkeit und Verfolgung zwischen 1600 und dem Toleranzpatent von 1781 schlug viele zum Teil bis heute nicht verheilte Wunden. Protestantische Ramsauer gingen als Exulanten nach Ostpreußen, wurden unter Maria Theresia ihrer Religion wegen nach Ostungarn oder Siebenbürgen deportiert, 34 Familien aus Schladming und Ramsau wanderten aber 1773 auch freiwillig als Waldarbeiter und Köhler in das Banater Bergland (heute Rumänien) aus und gründeten dort die Siedlung Steierdorf. Denunziation und Zwangsbekehrung im Rottenmanner Konversionshaus trennten zwar mitunter Familien und Nachbarn, konnten aber die Glaubenstreue der Ramsauer Pro-

testanten letztendlich nicht brechen. Mit dem Toleranzpatent von 1781 beginnt die ebenfalls liebevoll beschriebene Geschichte der evangelischen Pfarre Ramsau; in den Jahren um 1900 kam es zu einem „Kulturkampf" mit Übertritten zum Protestantismus und intensiven Anstrengungen von katholischer Seite u.a. mit der Ansiedlung katholischer Familien. Eine Episode blieb der Einfluß der Cloeter-Sekte in der Ramsau: Der bayrische Pfarrer Cloeter gründete in Befolgung seiner Überzeugung von der bevorstehenden Endzeit in Kaukasien die Kolonie „Gnadenburg" als auserwählten Ort der Gottesbegegnung, 1886 und 1888 folgten seinem Ruf mehrere Ramsauer und wanderten in den Kaukasus aus. Einige kehrten zurück, andere gerieten 1917 durch die Bolschewisierung Rußlands und die zwei Weltkriege in größte Schwierigkeiten. Noch heute dürften in Rußland Nachkommen dieser Auswanderer leben.

In erforderlicher Ausführlichkeit und Ausgewogenheit werden Verwaltung und Politik ab der Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben: Statistik und Gemeindeverwaltung sind dort zu finden, aber auch sachliche und differenzierte Darstellung der politischen Spannungen zwischen den zwei Weltkriegen, des Juliputsches 1934 und des „Anschlusses" 1938. Es folgen Abschnitte über Gewerbe und Handwerk, die erst mit dem beginnenden Tourismus nach dem Ersten Weltkrieg zunehmen, abgesehen von der seit dem 15. Jahrhundert nachweisbaren Lodenwalkerei. Am Ende des Kapitels „Vom Bergbauerndorf zum Tourismuszentrum" steht die Nordische Schi-Weltmeisterschaft 1999. Und mit offensichtlicher Freude widmete sich der Autor ausführlich der Geschichte des Alpinismus und der Erschließung des Dachsteins seit der Erstbesteigung des Torsteins auf Initiative Erzherzog Johannes und der Zweitbesteigung im Zusammenhang mit der Franziszeischen Katastralvermessung 1823.

Nur kurz hingewiesen werden soll auf die lesenswerten Abschnitte über Jahreslauf und Lebenswelt, über Kunstdenkmäler und Museen (darunter die gotischen Wandmalereien in der Kirche St. Rupert am Kulm). Sehr originell und eine echte Bereicherung für eine Ortsgeschichte empfand ich das Kapitel „Künstler sehen die Ramsau" mit Werken von Jakob Gauermann, Ignaz Hofer, Carl Lafite, Carl Haas, Alfred Wickenburg, Robert Zinner u.a.; sie sprechen für die Anziehungskraft der Ramsau. Das gleiche Lob gilt für den Abschnitt, in dem Ramsauer über Wandel, Sommergäste, Politik, Bauernleben, Mentalitätswandel und vieles andere erzählen; eine belebende neue Möglichkeit, in Ortsgeschichten interpretierendes Geschichtsbewußtsein festzuhalten!

Den Abschluß dieser vorbildlichen Ortsmonographie bildet die in den meisten Fällen bis in das Spätmittelalter zurückführende Höfechronik auf den Seiten 280 bis 455 mit Fotos der Gehöfte, zum Teil mit alten und neuen Aufnahmen. Offensichtlich durch Überlieferungslücken verursacht ist die unterschiedliche Ausführlichkeit der einzelnen Hofgeschichten. Zur Schließung größerer Lücken in den Besitzerreihen Mitte des 18. Jahrhunderts hätte die „Maria-Theresianische Steuerrektifikation" herangezogen werden können.

Zum Schluß bleibt mir nur noch, Günter Cerwinka zu einer bestens gelungenen Arbeit zu gratulieren und sie allen jenen, die sich an die Abfassung einer Ortsgeschichte machen, als Vorbild zu empfehlen. Sie werden viel Gewinn daraus ziehen. Das berechtigt auch die etwas umfangreichere Besprechung dieser Neuerscheinung.

ELFI LUKAS, *Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau*, St. Peter ob Judenburg: Verlag Thomas Mlakar, 1999, 592 Seiten.

Wie nicht anders zu erwarten, erweisen sich die vielen in den letzten Jahren erschienenen Ortsmonographien von unterschiedlicher Qualität. Jeder, der einmal die Geschichte eines Ortes erforscht und darüber ein Buch geschrieben hat, wird sich mehr und mehr bewußt, daß ein solches Werk – und wenn es tausend Seiten umfaßt – immer unvollständig sein wird. Einerseits verwehren uns Überlieferungslücken den Zugang zu bestimmen Zeiten und Lebensräumen, andererseits müssen wir in jüngerer Zeit aus der Fülle des Archivmaterials auswählen. Es kommt in erster Linie nicht so sehr auf die Vollständigkeit an als auf die Qualität des Gebotenen. Was geschrieben und gedruckt wird, soll wenigstens im Rahmen des Möglichen verantwortungsvoll recherchiert und zumindest richtig sein.

Leider erweisen sich immer wieder solche „Ortschroniken" als eine Ansammlung von Unvermögen, längst Überholtem, falsch Verstandenem und Mißgedeutetem, vor allem bei der Darstellung der frühen Siedlungs-, Rechts- und Sozialverhältnisse. Leider beschränken sich derartige Mängel nicht auf von sogenannten „Geschichtsfreunden" und Hobbyhistorikern verfaßte Ortsgeschichten, was noch verständlich wäre, sondern auch auf Personen mit Abschluß eines geisteswissenschaftlichen und mitunter auch historischen Studiums. Erfreulicherweise zeigte es sich, daß mitunter nicht ausgebildete Historiker recht passable Ortsgeschichten zuwege gebracht haben, wenn sie sich ehrlich um die Erarbeitung des notwendigen historischen Grundwissens bemühten, sich der Mühe jahrelanger Archivarbeit unterzogen und sich dabei von erfahrenen Fachhistorikern und Archivaren beraten ließen.

Mit der 1999 im Druck vorgelegten Geschichte der Ramsau von Günter Cerwinka konnte eine beispielhafte Ortsgeschichte vorgestellt werden, die im Rahmen des Möglichen alle Erwartungen an eine profunde, leserorientierte und gut verständliche Arbeit erfüllt. Nicht um Geschichtsfreunden und nicht ausreichend vorgebildeten Akademikern den Mut zur Verfassung einer Ortsgeschichte zu nehmen, soll hier auf eine problematische und mit vielen Mängeln behaftete Publikation hingewiesen und deren Irr- und Fehlwege aufgezeigt werden. Mir drängt sich bei solchen Buchbesprechungen ein simpler Vergleich auf: Wenn ich an einer Blinddarmentzündung leide, werde ich mich nicht vom Stadtparkgärtner operieren lassen, nur weil dieser Interesse an der Medizin hat, sondern von einem Facharzt. Dasselbe sollte grundsätzlich auch für die Geschichtsforschung gelten, auch wenn es bei ihr im Falle eines laienhaften Versagens keine Toten gibt. Gerade die Lokal- und Regionalgeschichtsforschung erfordert umfassende fachliche Kenntnisse längs durch die Geschichtsepochen von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart und quer durch die meisten historischen Fachdisziplinen von der Siedlungs- und Sozialgeschichte über Wirtschafts-, Kunst- und Kirchengeschichte bis zur historischen Volkskunde und politischen Zeitgeschichte.

Fundiertes Fachwissen ist die Grundvoraussetzung für eine gute Ortsgeschichte. Das erweist sich einmal mehr auch bei dem zu besprechenden Buch von Elfi Lukas, die aufgrund ihrer volkskundlichen Ausbildung eine gediegene und gelungene Beschreibung der Geschichte des privaten Lebens in der Rachau mit Brauchtum, Alltagskultur und Lebenswelt verfaßt hat, die aber leider

im allgemeinen historischen Bereich fachliche und methodische Mängel zeigt. Nicht um mit überheblicher Belehrung des Fachhistorikers die Leichtfertigkeit im Umgang mit den Geschichtsquellen und ihrer Interpretation zu rügen, sondern um Veranwortungsbewußtsein in der Geschichtsschreibung einzumahnen, ist Motiv dieser Rezension.

Wie schon angedeutet, zerfällt die vorliegende, gut ausgestattete und reich bebilderte Geschichte der Rachau (im pol. Bezirk Knittelfeld) mit dem gefälligen Titel deutlich in zwei Teile: Allgemeine Geschichte und Volkskunde. Auf ersteren soll hier aus grundsätzlichen Motiven anhand des vorliegenden Textes ausführlich eingegangen und zumindest exemplarisch auf Fehlentwicklungen und falsche oder zumindest unglückliche Formulierungen hingewiesen werden.

Im Rahmen der „Frühchristianisierung" verblüfft den Rezensenten die Feststellung, der erste Abschnitt des Missionsprozesses habe hierzulande bereits 15 v. Chr. begonnen, somit zu einer Zeit, als Christus noch gar nicht geboren war! Schlichtweg falsch ist die Meinung, die Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian um 300 sei reine Legende; das kann höchstens für das Gebiet der Steiermark, aber keinesfalls allgemein gelten. Ärgerlich ist, wenn wichtige Weichenstellungen der Geschichte wie das „Mailänder Toleranzedikt" (!) ohne Jahreszahl hingestellt werden. Zumindest als undifferenziert ist es zu bemängeln, wenn es heißt, daß im 6. und 7. Jahrhundert Slowenen (richtig: Slawen) in unser Land kamen. Wenn schon festgehalten wird, daß der Stamm der „Duljeben" im Murtal ansässig war, so müßte man ihr Siedlungsgebiet zumindest einigermaßen auf den Unterlauf der Mur eingrenzen. Wohl eher als Stilblüte denn als Fachaussage muß folgender Satz gelesen werden: (Zur Zeit der slawischen Besiedlung wurde) *mehr als ein Viertel der Namen slawisch.* Gemeint kann wohl nur sein, daß dies auf das Namensgut der heutigen Steiermark zutrifft, denn damals waren bis auf wenige vorslawische alle Namen slawisch. Wenn als Nachweis die laienhafte und vor vielen Jahrzehnten erschienene Geschichte der Stadt Judenburg von Grill zitiert wird, dann ist eine solche Behauptung wie die folgende erklärlich: *Es gibt nur wenige Beweise für eigentliche Awarensiedlungen. Ihr politisches Zentrum soll im Zollfeld in Kärnten gewesen sein.* (!!!) Daß zur früheren Erklärung des Namens „Fohnsdorf" als Sitz eines Chans mittlerweile eine näherliegende mit einem althochdeutschen Vornamen vorgelegt wurde, ist der Autorin offensichtlich unbekannt, wie überhaupt der Mangel an Kenntnis der neueren und neuesten Literatur als Hauptübel anzusehen ist. Wenn für die mittelalterlichen Urkundennachweise die eineinhalb Jahrhunderte alte Geschichte der Steiermark von Muchar anstatt die ohnedies schon über hundert Jahre alten Urkundenbücher der Steiermark von Zahn und Salzburgs von Hauthaler und Martin herhalten müssen, dann wundern auch andere Defizite ebenso wenig wie falsche oder unscharfe Begriffsformulierungen (z. B.: Der karantanische Staatsfürst Boruth).

Schlichtweg auf den Kopf gestellt wird die Siedlungsgeschichte, wenn es heißt, die Germanisierung unseres Landes sei um 800 abgeschlossen worden! Richtig ist, daß sie erst ab 828 landesweit in Angriff genommen wurde. Da ist der Satz von der „totalen Christianisierung" ab 755 ebenso als eher harmlose, verunglückte Formulierung zu beurteilen, wie die Feststellung, die Kirche „ad Undrimas" sei zwischen Judenburg und Knittelfeld zu suchen und in Kobenz sei damals vermutlich eine Missionsstation gegründet worden. Woher die

Behauptung genommen wurde, daß „seit Karl IV (796) alles Land nördlich der Drau zum Erzbistum Salzburg" gehört habe, ist mir unerklärlich. Richtigerweise erfolgte die Grenzziehung zwischen dem Patriarchat Aquileja und dem Erzbistum Salzburg im Jahr 811 durch Kaiser Karl den Großen! Eine offensichtlich laienhafte Verwechslung kann vermutet werden, wenn 976 die „Mark Karantanien" zum Herzogtum erhoben worden sein soll, anstatt „Karantanien", denn unter „Karantanischer Mark" versteht man die Mark an der mittleren Mur als Keimzelle der Steiermark; diese wurde erst 1180 zum Herzogtum erhoben. Dann stimmt eben auch nicht, daß die Region Aichfeld-Murboden auf dem Gebiet der Mark Karantanien lag.

Richtiggehend irreführend ist es, wenn von zwei Karten „aus dem 12. Jahrhundert" oder „von zeitgenössischen Historikern" gesprochen wird, wenn es sich dabei um Siedlungskarten Hans Pircheggers betreffend das 12. Jahrhundert handelt. Falsch bzw. ungenau ist: 860 bestätigte König Ludwig dem Salzburger Erzbischof „die Kirche ad Chumbenzam"; richtig ist: die curtis (Herrenhof) von Kobenz, bei der eine Eigenkirche angenommen werden könnte! Von äußerst dürftigen kirchengeschichtlichen Kenntnissen zeugt die Behauptung, Kobenz sei 1072 dem Salzburger Vikariat Gurk unterstellt worden. Dieses Suffraganbistum wurde zwar 1072 gegründet, doch hat damit Kobenz nichts zu tun; es wurde vielmehr dem 1218 errichteten Bistum Seckau zugeteilt. Daß der Kraubatgau mit dem Undrimagau ident sei, las die Autorin bei Muchar, wie überhaupt ganze Absätze nach Muchar zitiert werden, einem längst überholten, zu seiner Zeit allerdings bahnbrechenden Werk. Daß die Autorin über nur geringe Literaturkenntnisse verfügt, beweisen Zitate nach Rudolf List im Zusammenhang mit der Erhebung der Steiermark zum Herzogtum, wozu es eine Reihe fundierter jüngerer Arbeiten von Heinrich Appelt, Karl Spreitzhofer und anderen gibt, die sie offensichtlich nicht kennt. Allgemein enttäuscht die oft seitenlange Aneinanderreihung von Regesten und Literaturzitaten anstatt deren Verarbeitung und Auswertung.

Längst überholte Klischees über das Interregnum oder Sätze wie „Die Bauern waren bald lachende bald weinende Dritte", daß die Ritter in Not und Verschuldung gerieten und Räuber die Transporte der Kaufleute überfielen, entsprechen dem Wissensstand der Autorin. Dasselbe gilt, wenn die Dichtungen Ulrichs von Liechtenstein als Tatsachenberichte verkannt werden, wo doch auch Nicht-Fachleute bei deren Auswertung beachten müßten, daß es sich dabei um eine bestimmte höfische Literaturgattung handelt. Die Erklärung: Als Literatur wurde dazu die Geschichte der Stadt Knittelfeld vom sonst verdienstvollen Volksschuldirektor Lois Hammer herangezogen! Schlichtweg falsch und längst überholt ist die Behauptung, der berühmte Grabstein auf der Frauenburg sei für den dort begrabenen Minnesänger Ulrich gesetzt worden.

Es kann hier nur auf besonders bedauerliche Fehlmeinungen hingewiesen werden, so beispielsweise, daß seit dem 14. Jahrhundert eine Schlechterstellung der Bauern erfolgt sei; mit dem lebenslangen und vererbbaren Kaufrecht und der Festigung als rechtsbegabte Erbuntertanen erfolgte in Wirklichkeit eine wichtige sozialrechtliche Besserstellung gegenüber den „mancipii" des Frühmittelalters und dem jährlich kündbaren Freistiftrecht. Friedrich II. (richtig: III.) starb 1493 nicht als „deutscher Kaiser" sondern als deutscher König und römischer Kaiser (Seite 53). Von völliger Unkenntnis der allgemeinen historischen Verhältnisse spricht der Satz, daß die Ungarn „merkwürdi-

gerweise" von Erzbischof Bernhard von Salzburg ins Land gerufen worden seien, und neuerlich klischeehaft nimmt sich folgender Satz aus: „Das Anzünden von Dörfern war für sie (die Ungarn) eine Kriegslust." So mag es die Verfasserin bei J. V. Sonntag oder bei F. Kraus gelesen haben.

Daß die protestantischen Adeligen im großen ganzen erst ab 1628 und nicht bereits „im 16. Jahrhundert" ins Ausland gingen und ihre Güter veräußerten, müßte bekannt sein. Ebenso unrichtig ist, daß die Grundherren die Abgaben „für das Volk" ständig erhöhten. Richtig wäre: Der Landesfürst erhöhte die Steuern, die Grundzinse blieben in der Regel unverändert. Nicht Karl VI. sondern Maria Theresia hat die Steiermark 1747/1748 in Kreise (nicht „in Bezirke") eingeteilt. Ebenso falsch ist, daß die Einteilung der Steuergebiete (richtig Steuergemeinden) auf dem Maria-Theresianischen Kataster und den Kreisämtern beruhe. Richtig wäre: aufgrund der Numerierungsabschnitte der Konskriptionsnumerierung 1770. Die Konskriptionsnummern konnten nicht 1782 von Kaiserin Maria Theresia eingeführt worden sein, da die „Kaiserin" schon 1780 gestorben ist. Daß weiter behauptet wird, der Josephinische und Franziszeische Kataster haben sich aus dem Maria-Theresianischen Kataster entwickelt, wundert dann ebenso wenig wie die Behauptung, Maria Theresia habe sich durch die Theresianische Halsgerichtsordnung „für den katholischen Glauben stark gemacht und für die Bestrebungen der Reformation und die Protestantenvertreibung eingesetzt."

Offensichtlich um lokalhistorische Defizite zu kaschieren und um trotzdem die Seiten zu füllen, werden allgemeine Ereignisse, die keinerlei Bezug zur Rachau aufweisen, ausführlich beschrieben, wie beispielsweise die Murauer Tabakrevolte von 1715, oder seitenlange Erörterungen über die die Rachau überhaupt nicht berührende Baumkircherfehde im 15. Jahrhundert oder über Erzherzog Johann und seine Verdienste um die Steiermark gemacht. Auf viele weitere Fehler oder mangelhafte Formulierungen und Behauptungen kann nicht eingegangen werden; den bisherigen Beispielen sollen nur noch einige angefügt werden, um die schlampigen Recherchen und das mangelnde Wissen zu dokumentieren: Christoph Alban von Saurau wurde nicht Mitte des 16. Jahrhunderts, sondern hundert Jahre später in einen Hexenprozeß (richtig: Zaubereiprozeß) verwickelt (Seite 144). Überzogen ist die Meinung von der „immensen Macht des Klerus" im 17. Jahrhundert und schlichtweg falsch, daß die Juden unter Josef II. die staatsbürgerliche Gleichstellung erlangt hätten (Seite 243); sie wurden wie die Protestanten toleriert und auch das nur unter einschränkenden Bedingungen.

Besonders eklatant werden die mangelhaften Fachkenntnisse, wenn es um mittelalterliche Adelsgenealogien geht; so kennt die Verfasserin die jüngeren Arbeiten von Gänser und Dopsch bezüglich der Eppensteiner, Liechtensteiner und Traungauer nicht. Die Seiten 168 bis 190 sind angefüllt mit Adelsgeschichte, die seitenweise keinen oder kaum Bezug zur Rachau hat, aber bequem bei Hans Pirchegger abzuschreiben war. Schwierige Detailfragen wie die nach dem Stammsitz des Adelsgeschlechtes von Glein bleiben trotz seitenlanger Aneinanderreihung von Quellenbelegen, wie nicht anders zu erwarten, ungeklärt (Seiten 201–223).

In Kürze einige weitere Richtigstellungen: das mittelalterliche Lehen ist zumindest im Untersuchungsgebiet nicht gleich Zuhube. Falsch ist, daß in den Gräben der Gemeinde Rachau schon früh Bauern die Güter zu freiem Eigen gegeben worden seien. Das kann nur für adelige Grundherrschaftsrechte gelten! Der Sterbochse mußte nur beim Tod des Besitzers, nicht jedoch bei Übergabe oder Verehelichung abgeliefert werden. Die gewählten oder erblichen Dorfmeister und Supane als Ordnungshüter in der Gmein sind keinesfalls mit dem grundherrschaftlichen Amtmann gleichzusetzen (Seite 265). Von Unwissenheit zeugt auch, wenn behauptet wird, jedem Edelhof sei das Ahnengrab angeschlossen gewesen und die Burgfriede gingen auf die Steinwälle solcher Ahnengräber zurück (Seite 266). Daß der Vogt Inhaber des Landgerichtes gewesen sei, kann im Einzelfall zutreffen, nicht aber generell. Undifferenziert und somit halb falsch ist: „Für den freien und unfreien Adel galt das Taiding (Thing), Ding oder Schranne als Gerichtsstand." Die Schranne des Landgerichtes war Gerichtsstand der untertänigen und bürgerlichen Bevölkerung, das Landrecht bzw. die Schranne in Graz für den Adel und die Freisassen.

Aber es gibt über das Rachau-Buch auch Gutes zu vermelden, zumindest ab Seite 280, wenn vom Leben der Dienstboten, von Einlegern und Ausgedinge in jüngerer Vergangenheit die Rede ist, oder auf den Seiten 287 bis 300 das Almleben anschaulich beschrieben wird. Hier bewegt sich Elfi Lukas in ihrem studierten Metier der historischen Volkskunde, und da erweist sie sich als versierte Fachfrau. Das gilt größtenteils auch für die weiteren Abschnitte über Sagen, Natur und Umwelt, Von seltsamen Steinen, auch wenn sie bei den Druiden auf seltsame Deutungen verfällt. Aufschlußreich und ausführlich sind die allerdings oft über die mündlich überlieferte jüngere Vergangenheit nicht hinausgehenden Kapitel über Siedlungs- und Bauformen (Seiten 335–372), Von Seuchen und Katastrophen (Seiten 372–388), Über Medizin und Moral, Armenfürsorge, Spital, Badstuben, Ehe und Hausgeburt, Krankheit und Hausmittel, Brauchtum und Tradition (Seiten 389–416). Gut und mit Gewinn lesen wir auch über Essen und Kleidung und von „Heimat bist du großer Söhne" (unter anderem der selige P. Engelbert Kolland, der zeitweise in der Glein gelebt hat). Was dann noch aus jüngerer Vergangenheit geboten wird, kann Kritik standhalten: Über Vereine, Handwerk und Gewerbe, Handel und Industrie, über Altes Gerät, Wald und Forstwesen, Jagd und Fischerei.

Elfi Lukas hätte sich auf ihr „erlerntes Handwerk" der Volkskunde beschränken sollen, dann würden wir ihre Arbeit gerne und respektvoll in die Hand nehmen. So bleibt der Eindruck von ihrem Rachau-Buch leider ein höchst zwiespältiger.